

Wertebildung –

Ergebnisse der Hirnforschung und Konsequenzen für eine erfolgreiche Erziehung

Prof. Dr. Gerald Hüther, Universität Göttingen

Unsere Kinder müssen, damit sie erfolgreich die Zukunft unseres Landes gestalten können, nicht allein über Wissen verfügen, das jederzeit verfügbar gemacht und abgerufen werden kann, sondern über die richtige Bildung – und das meint insbesondere die gesunde Wertebildung. Wichtig ist die Fähigkeit, sich das vorhandene Wissen nutzbar zu machen, es zu werten, zu verstehen, anzuwenden und dadurch wieder neues Wissen hervorzubringen. Dieser Prozess beginnt nicht erst in der Schule, sondern bereits im Kindergarten, in Kindergruppen und den Familien. In der Wissens- und Ideengesellschaft des 21. Jahrhunderts hat sich dieser Wissenspool natürlich enorm erweitert. Jetzt kommt es darauf an, neue Herausforderungen anzunehmen und unbekannte Probleme zu lösen.

Die Schule wird ihre Schüler daher künftig nicht nur auf die Durchführung von Routinen, sondern in erster Linie auf die Bewältigung von Vielheit und Offenheit vorbereiten müssen. Es geht dabei um die Entwicklung von Werten und Einstellungen, um die Bereitschaft, sich auf neue Herausforderungen einzulassen, um die Lust am Entdecken und Gestalten, um Engagement, Teamfähigkeit und Verantwortungsbereitschaft.

Werte zur
Bewältigung von
Vielfalt und Offenheit

Bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage, wie sich diese Forderungen in unserem Bildungssystem umsetzen lassen, kommt eine Disziplin ins Spiel, an die viele Bildungsforscher nicht denken – die Neurobiologie: Hirnforscher haben in den letzten zehn Jahren eine Vielzahl von Erkenntnissen gesammelt, wie das Lernen funktioniert oder scheitert, wie sich Werte bilden oder wie das Gewissen verkümmert, unter welchen Bedingungen Kinder Lust oder Last am Lernen finden.

Grunderkenntnisse der modernen Neurobiologie

Die Grunderkenntnis der modernen Neurobiologie heißt: Kinder, und zwar alle Kinder, kommen schon mit einer unglaublichen Lust am eigenen Entdecken und Gestalten zur Welt. Nie wieder ist ein Mensch so neugierig, so entdeckungs-, wertungsfreudig und so gestaltungslustig, also so dafür zu begeistern, das Leben kennen zu lernen, wie am Anfang seines Lebens. Diese Begeisterungsfähigkeit, diese enorme Lernlust und diese unglaubliche Offenheit der Kinder sind der eigentliche Schatz der frühen Kindheit. Und diesen Schatz müssen wir besser als bisher bewahren und hegen. Hierzu brauchen wir Programme, die verhindern, was zu häufig heute noch immer passiert, nämlich dass Kinder irgendwann die Lust am Lernen verlieren.

Begeisterungs-
fähigkeit wecken und
vor allem – erhalten

Die Frage unter welchen Voraussetzungen Kinder ihre intrinsische Lust am Lernen erhalten und zu verantwortungsbewussten Persönlichkeiten heranreifen lässt sich aus neurobiologischer Perspektive gut beantworten. „Hirngerecht“ sind Bildungsangebote für Kinder (wie auch für Jugendliche und Erwachsene) immer dann,

1. wenn sie sinnvoll, also bedeutsam und wichtig für das betreffende Kind sind. Dies ist bereits dann der Fall, wenn sich jemand über die Leistung des Kindes aufrichtig freut;
2. wenn sie als eigene Erfahrung am ganzen Körper, mit allen Sinnen und unter emotionaler Beteiligung erfahren werden, wenn sie also „unter die Haut“ gehen;
3. wenn die so gewonnenen Werte und Einsichten, Erfahrungen und Fähigkeiten sich im praktischen Lebensvollzug als nützlich und vorteilhaft, also praktisch anwendbar erweisen, auch und gerade außerhalb der Schule.

Aber selbst dann, wenn diese Voraussetzungen erfüllt sind, wenn neues Wissen und Wertehandeln als bedeutsam, anknüpfbar, ganzheitlich und emotional erfahrbar und als praktisch nutzbar erkannt wird, hilft die beste Qualität der Bildung, helfen Didaktik und Methodik der Wissensvermittlung nur, wenn die Kinder auch offen für diese Bildungsangebote sind. Kinder brauchen also nicht nur Aufgaben, an denen sie wachsen können, und Herausforderungen, die sie zu bewerten und bewältigen

lernen. Sie brauchen auch Rahmenbedingungen, die sie ermutigen, diese Herausforderungen anzunehmen.

Auf dem Weg zu einer wertschätzende Erziehung

„Die Pflanzen wachsen nicht schneller, wenn man daran zieht“, lautet eine alte Gärtnerweisheit, die nun ebenfalls durch die Befunde der Entwicklungsneurobiologen bestätigt wird. Auf unsere Kinder bezogen heißt das: Es braucht eine neue Kultur der Wertschätzung, der Anerkennung, der Ermutigung und der gemeinsamen Anstrengung. „Supportive leadership“ heißt dieses neue Modell in der Wirtschaft. Dort, wo diese wertschätzende, unterstützende und gleichzeitig zu Höchstleistungen ermutigende Beziehungskultur entwickelt wird, sprechen die Erfolge für sich.

Der umgekehrte Weg eines überhöhten Leistungsdruckes, einer rein an vermeintlicher Effizienz ausgerichteten Betreuung und Verwaltung der Kinder hat aus neurowissenschaftlicher Sicht langfristig fatale Konsequenzen: Die unter solchen Bedingungen erworbenen Werte, Erkenntnisse und Fertigkeiten werden mit den in der betroffenen Situation erlebten negativen Gefühlen von Angst, Verunsicherung, Abwertung und Ohnmacht verknüpft. Diese Verknüpfungsphänomene haben zwangsläufig zur Folge, dass nicht nur die jeweilige Tätigkeit (also das Lernen und Üben), sondern auch der Ort (also der Kindergarten oder die Schule) und sogar die betreffende Person (die Erzieherin oder der Lehrer) fortan negativ, etwa „angstbesetzt“, bewertet werden. Das freilich sind die schlechtesten Voraussetzungen für die weitere Entfaltung von Wissen und Gewissen.

Vertrauen bilden

Was hilft bei der gesunden Wertebildung und verhindert die oben beschriebenen Gefühle von Angst? Aus der Stressforschung ist hinreichend bekannt, was Grundlage dafür ist: Vertrauen. Damit Bildung aus neurowissenschaftlicher Sicht gelingen kann, müssen die Bildungseinrichtungen Orte sein, die Kinder gern aufsuchen, wo sie sich sicher und geborgen, unterstützt und vor allem wertgeschätzt fühlen.

An diesen Orten müssen sie von Lehrkräften als Bezugsperson gefördert werden. Entscheidend ist dabei –

Lehrkraft als
Bezugsperson sorgt
für subjektives
Wohlbefinden

auch das ist eine wichtige neue Erkenntnis der Hirnforschung – immer die subjektive

Bewertung. Das eigene Gefühl des Kindes, nicht die objektiv herrschenden Umstände oder die institutionelle Verhältnisse, ist ausschlaggebend dafür, ob ein Kind seine Potentiale entfalten kann.

Ausblick

Das heißt aber auch: Lehrkräfte können Werte nicht im klassischen Sinne unterrichten oder auswendig lernen lassen. Schüler müssen sie selbst entwickeln und sich zu eigen machen. Dafür sind sie auf eigene Erfahrungen im Zusammenleben mit anderen Kindern und Jugendlichen angewiesen. Erfahrungen in der Schule werden jedoch entscheidend vom Klima und der Beziehungskultur geprägt. Kümmern sich Lehrer nur um ihren Unterricht und nicht um das Schulklima, kann sich eine Kultur der gegenseitigen Achtung und Anerkennung nicht entfalten. Was brauchen Kinder außerdem, um ein gesundes Wertebewusstsein zu entwickeln? Kinder brauchen Vorbilder, denen sie nacheifern und Ziele, für deren Erreichen es sich anzustrengen lohnt. Gewollt oder ungewollt sind Lehrkräfte Vorbilder. „Lernen am Modell“ kann jedoch nur gelingen, wenn Lehrer die Anerkennungskultur selbst verinnerlicht haben und in der Schule vorleben. Werteerziehung und „Lernen durch Appell“ gehen nicht zusammen. „Unterrichtsbeamte“ eignen sich damit sehr schlecht für eine moderne Werteerziehung.

Wertebildung braucht
Lehrkräfte mit
Vorbildfunktion

Das Gehirn und damit auch das Gewissen wird in den Momenten geprägt, in denen ein Kind Begeisterung und Faszination erlebt. So funktioniert die Ausbildung der emotionalen Zentren im Gehirn. Die gute Nachricht der Neurobiologen ist damit auch: Menschliche Werte wie Mitgefühl, Ausgeglichenheit und Glück, können tatsächlich trainiert werden. Wenn uns etwas wichtig ist, dann geht es uns „unter die Haut“. Nur so gelangen junge Menschen zu Wertorientierungen, die ihnen zeigen, wie ihr Leben gelingen kann – frei nach Saint-Exupery: „Willst Du ein Schiff bauen, rufe nicht die Menschen zusammen um Pläne zu machen, die Arbeit zu verteilen, Werkzeug zu holen und Holz zu schlagen, sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem großen, endlosen Meer.“

Gerald Hüther ist Professor für Neurobiologie. Als Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgesellschaft baute er die Abteilung für neurobiologische Grundlagenforschung an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Göttingen auf, die er seither leitet. Bis 1989 arbeitete er am Max-Planck-Institut für experimentelle Medizin in Göttingen zum Thema „Hirnentwicklungsstörungen. Zudem Mitbegründer von Win-future.de (Netzwerk Erziehung und Sozialisation) und Mitorganisator der „Göttinger Kinderkongresse“.

Arbeitsschwerpunkte: Einfluss psychosozialer Faktoren und psychopharmakologischer Behandlungen auf die Hirnentwicklung, Auswirkungen von Angst und Stress und Bedeutung emotionaler Bindungen.

Zum Weiterlesen:

Gerald Hüther. *Die Macht der inneren Bilder*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004.

Ders. *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2001